

Uwe Dathe

Ich beschäftige mich seit mehr als 35 Jahren mit dem Werk Rudolf Euckens, habe es aber bisher noch nicht geschafft, seine Geburtsstadt zu besuchen. Jetzt freue ich mich, hier sprechen zu dürfen. Ich danke Ihnen sehr herzlich für die Einladung.

Auf einen Titel möchte ich verzichten, um zu Beginn nicht zu viel zu verraten.

In einem Buch aus dem Jahr 1952, das zu den bedeutendsten Beiträgen einer wissenschaftlich fundierten Wirtschaftspolitik zählt, wird in einem zentralen Kapitel die Interdependenz der Ordnungen in der Moderne untersucht. Interdependenz der Ordnungen bedeutet das Zusammenspiel von politischer Ordnung und Rechtsordnung, Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, kultureller und geistiger Ordnung. Der Autor betrachtet alle diese Ordnungen, befasst sich als Wirtschaftswissenschaftler aber besonders mit dem Problem der Wirtschaftsordnung. Mit einem Zitat aus diesem Kapitel möchte ich beginnen.

„Immer wieder führte der Weg auf dieses Problem [das Problem der Wirtschaftsordnung], das sich so als eine Zentralfrage unseres Zeitalters erweist. Damit ist nicht etwa gesagt, daß nun alle Fragen der menschlichen Ordnungen und des Menschen überhaupt durch die Wirtschaftsordnungspolitik allein bewältigt werden könnten. Wohl aber gilt der Satz: Keine geistig-religiöse oder politische Bewegung wird diese Fragen [die aller menschlichen Ordnungen] lösen, wenn es nicht gelingt, in adäquaten Wirtschaftsordnungen die Lenkung des alltäglichen Wirtschaftsprozesses durchzuführen. Wir müssen uns daran gewöhnen, daß feierliche Fragen nach der geistig-seelischen Existenz des Menschen mit sehr nüchternen Fragen der wirtschaftlichen Lenkungsmechanik untrennbar verbunden sind. Schwärmer können diese Fragen nicht beantworten; freischwebende Spekulationen gleiten über die schwierige und kantenreiche Sache hinweg.“

Wenn wir uns ansehen, was Rudolf Eucken in seinen späten Schriften geschrieben hat und wen er mit ihnen erreichen wollte, so würde ihn der Vorwurf des freischwebend spekulierenden Schwärmers treffen. Es ist doch eher ungewöhnlich, dass sich ein Wissenschaftler – und jetzt kommen Formulierungen Euckens – an „Freunde meines Strebens“, „Gesinnungsgenossen“ und „entgegenkommende Seelen“ wendet, dass es eines „geistigen Wunders“ bedürfe, um die Krise der Zeit zu entschärfen und wir uns der Mystik annähern müssten, um eine neue Lebensordnung zu schaffen – zu der, und das ist wichtig, für Rudolf Eucken ja auch Politik, Recht und Wirtschaft gehören.

Wir, die wir heute immer wieder bemerken müssen, dass es in öffentlichen Debatten zunehmend schwerer wird, mit wissenschaftlichen Argumenten zu punkten, jedoch auch wissen, dass wir ohne die Wissenschaften – ich sage das ganz bewusst so allgemein – kein einziges der großen Probleme unserer Zeit entschärfen können, würden uns mit einer Annäherung an die Mystik, gut gemeinten Appellen und dem Hoffen auf ein geistiges Wunder nicht zufrieden geben.

Rudolf Eucken, an den wir uns heute erinnern, starb vor 100 Jahren in Jena, wo er seit 1874 gelebt und von 1874 bis 1920 gelehrt hatte. Zum Nachlass seiner Ehefrau Irene Eucken gehört ein Konvolut mit Kondolenzschreiben. Wir finden hier Telegramme, Karten und Briefe wichtiger Politiker (u.a. vom Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, Reichskanzler Wilhelm Marx und Reichsaußenminister Gustav Stresemann), älterer akademischer Kollegen, bekannter und weniger bekannter Multiplikatoren der Euckenschen Ideen und ehemaliger Studenten. Diese Schreiben belegen eindrucksvoll, dass ein Philosoph von der Bühne abgetreten ist, der in den weltanschaulichen Auseinandersetzungen des Kaiserreichs und der frühen Weimarer Republik eine außerordentliche Breitenwirkung entfalten konnte. Was wir in diesem Konvolut nicht finden, sind Beileidsbekundungen jüngerer Denker, die sich wie Eucken den großen geistigen Fragen der Zeit zuwandten. Heidegger erwähnt in seinem gewaltigen Werk Eucken einmal – als Lehrer Max Schelers. Von Walter Benjamin, Gershom Scholem, Franz Rosenzweig und Ernst Bloch wissen wir, dass sie Eucken lesen wollten oder versuchten, ihn in Jena zu hören, die Bücher aber rasch weglegten oder den Vorlesungen spätestens nach der zweiten Sitzung fernblieben. In ihren Augen war seine Weltanschauungslehre wegen ihrer eigentümlichen Lage zwischen wissenschaftlichen und mystisch-irrationalistischen Orientierungsangeboten nur noch ein Relikt einer längst vergangenen Zeit. Und für die aufstrebende Dialektische Theologie, eine Erneuerungsbewegung innerhalb der evangelischen Theologie, die Mitte der zwanziger Jahre auch an der Jenaer Universität an Einfluss gewann, war Euckens Versuch zwischen göttlichem Geist und menschlichem Leben zu vermitteln und die Kulturbedeutung des Christentums herauszustellen, ein prominentes Beispiel für den Irrweg der evangelischen Theologie und der Religionsphilosophie.

Max Scheler, einer der großen Philosophen des 20. Jahrhunderts und Schüler Rudolf Euckens, hat zu einer Zeit als er sich gedanklich längst von seinem Lehrer getrennt hat, in einer Skizze das festgehalten, was kulturgeschichtlich Interessierte 1922, aber auch heute, über ihn wissen sollten.

„Rudolf Eucken, der schon an der Grenze steht zwischen wissenschaftlicher Philosophie und philosophischer Erbauungsliteratur ist von gleichbedeutenden Kritikern sehr verschieden beurteilt worden. Die einen sehen in der Verbindung von Prediger, Metaphysiker und Forscher, von homo religiosus und Denker, die Eucken darstellt, etwas besonders Wertvolles und weisen hin auf den reichen intuitiven Gehalt seines Werkes; die anderen beklagen den Mangel an Anatomie in seinen Gedanken, die Unverbundenheit seiner Philosophie mit den Wissenschaften, die unmethodische Art seines Denkens und die große Unbestimmtheit und Vagheit des eigenartigen persönlichen Stiles seiner Darstellung. Mögen beide in gewissem Maße recht haben, so komme Eucken doch vor allem das entschiedene *Verdienst* zu, in einer Zeit, da die Philosophie zu einer bloßen Anmerkung zu den positiven Fachwissenschaften zu

werden drohte, ihre Ansprüche festgehalten zu haben, eine Metaphysik und gleichzeitig eine den Menschen formende Lebensanschauung zu geben.“¹

Diejenigen, die mehr über Rudolf Eucken wissen möchten (das werden in Aurich sicher einige sein), sind bestens informiert und unterhalten, wenn sie im „Emder Jahrbuch“ von 2012, nachlesen, was Hermann Lübke, ein Absolvent Ihrer Schule, an diesem Ort 2008 zum Jubiläum der Verleihung des Literaturnobelpreises an Rudolf Eucken, gesagt hat. Und Lübke, das ehrt mich, verweist in seinem Text auf einen Aufsatz von mir, in dem ich versucht habe aus einer anderen Perspektive einen Überblick über Euckens Werk, mit seinen Stärken und Schwächen, zu geben. Um bereits Gedrucktes nicht einfach zu wiederholen, muss ich heute einen anderen Weg einschlagen. Und der Anlass, an einen der namhaften Ulricianer zu erinnern, verbietet es, die philosophischen Defizite, die ich eingangs kurz erwähnt habe, in den Mittelpunkt zu rücken. Ich möchte mich also hier und heute mit Euckens Leistungen beschäftigen. Und diese Leistungen werden deutlich, wenn wir deren Wirkungen in der Philosophie- und Ideengeschichte in den Blick nehmen. Wenn wir über die allgemeine Würdigung des philosophischen Ansatzes, so wie wir sie bei Max Scheler finden, hinausgehen, sind es vor allem drei Momente, die auch heute noch eine intensive Auseinandersetzung mit Rudolf Eucken nahelegen.

Das sind erstens seine Forschungen auf dem Gebiet der Begriffsgeschichte

Nachdem Eucken den Ruf an die Universität Jena angenommen hatte, schrieb er dem Universitätskurator am 31. Dezember 1873 einen Brief, der für sein Philosophieverständnis aufschlussreich ist und die Leitlinien seiner lebenslangen Arbeit vorzeichnet: „Mein innigster Wunsch ist es, daß es mir gelingen möge, die Philosophie so zu vertreten, daß für die Studierenden aus ihr nicht nur eine Vermehrung der Kenntnisse, sondern auch eine allgemeine Vertiefung des geistigen Lebens entspringe. Eben in der Zersplitterung der Interessen, wie sie heute vorherrscht und auch fast unvermeidlich ist, ist es die Aufgabe der Philosophie, auf das einheitliche Wesen des Menschen hinzuweisen und die Einheit aller höheren Bildung zu vertreten. Alle glänzenden Fortschritte der Einzelwissenschaften und alle Vollendung der Technik dürften ohne einen solchen Mittelpunkt doch nicht den tieferen Anforderungen des ganzen Menschen genügen.“

Obwohl Eucken den gewaltigen Modernisierungsschub nach der Reichsgründung freudig begrüßte, blieben ihm die Schattenseiten der Moderne nicht verborgen. Er konstatierte schon zu Beginn der siebziger Jahre scharfe Gegensätze im Denken und Leben der Gegenwart, die nicht subjektiven Befindlichkeiten entsprangen, sondern mit eherner Notwendigkeit zu einer pluralistischen Gesellschaft gehören. Zeitlebens wird es sein Anliegen bleiben, die in der Zersplitterung ins Einzelne offen zutage tretende Krise der Gegenwart philosophisch-weltanschaulich zu bekämpfen.

¹ Max Scheler: Die deutsche Philosophie der Gegenwart, in: Deutsches Leben der Gegenwart, Berlin 1922. Jetzt in: Gesammelte Werke; 7.

Eucken hatte Mitte der 1870er Jahre zwar ein philosophisches Anliegen, aber noch keine begrifflichen Mittel, es zu verwirklichen. In den vorherrschenden philosophischen Bewegungen seiner Zeit, dem Neukantianismus und dem Positivismus, fand Eucken zwar manches, was zu bedenken sei, aber keine programmatischen Ideen zur geistigen Vereinigung der gesellschaftlichen und weltanschaulichen Gegensätze. Im Rückblick erscheinen ihm die ersten Jahre in Jena als eine Zeit der Suche, in der es ihn dennoch zu einer „fördernden Tätigkeit“ drängte. Eucken wollte in die Öffentlichkeit, hatte aber noch kein überzeugendes Angebot. Die Werke, die er fürs erste vorlegte standen „wohl zu philosophischen Problemen in enger Beziehung, forderten aber zunächst noch keine systematische Stellungnahme“. Mit dieser Bemerkung geht Eucken in seinen „Lebenserinnerungen“ eher beiläufig auf seine aus heutiger Sicht größte philosophische Leistung ein. Euckens fundamentale Beiträge zur Begriffs- und Terminologiegeschichte sowie zur Metapherntheorie wirkten nach seinem Tode bahnbrechend. Das dreizehnbändige „Historische Wörterbuch der Philosophie“, dessen letzter Herausgeber, mein geschätzter Lehrer Gottfried Gabriel, nicht nur von 1995 bis 2008 in Jena lehrte, sondern auch am Forstweg in dem Haus wohnte, in dem Eucken bis 1910 gewohnt hatte, ist die späte Frucht der Wortmeldungen Euckens. Dieses deutschsprachige Wörterbuch – natürlich auch online zugänglich – ist trotz aller Internetplattformen ein Nachschlagewerk, an dem kein auf philosophischem Gebiet Forschender vorbeikommt, wenn er Fragen zur Geschichte philosophischer Begriffe und systemtragender Ideen hat.

In den mehreren Aufsätzen der Jahre 1872 bis 1888 und den beiden Büchern „Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart“ (1878) und „Geschichte der philosophischen Terminologie“ (1879) verdeutlichte Eucken die systematische Bedeutung begriffsgeschichtlicher Forschungen, entwickelte originelle Ansichten über die Interdependenz von Sprache und Denken und die Bedeutung von Begriffen und Termini. Eucken war einer der scharfsinnigsten Sprachkritiker seiner Zeit. Sein Büchlein „Über Bilder und Gleichnisse in der Philosophie“ (1880) ist die interessanteste philosophische Veröffentlichung über Metaphern im langen Zeitraum zwischen Vico und Blumenberg. Hier hat er die erkenntnisfördernde Funktion von Metaphern untersucht. Bilder, so Eucken, sollten nicht den Platz von Begriffen einnehmen, sie sollten jedoch Pfadfinder und Bahnbrecher der Gedanken sein und dort einspringen, wo Begriffe fehlen.

Euckens sprachphilosophische und semiotische Gedanken regten den Begründer der modernen mathematischen Logik, seinen Jenaer Kollegen Gottlob Frege, Georg Runze, Ferdinand Tönnies und Karl Jaspers an und wurden von Theodor Adorno, Edmund Husserl und André Lalande geschätzt.

Eingebettet sind die terminologiegeschichtlichen und sprachphilosophischen Skizzen in einen Rahmen, der Euckens ideologiekritische Intentionen verdeutlicht. Er analysiert genau die Begriffe, die aus der Philosophie herkommen und eine Macht im Gesamtleben der Zeit geworden sind. Diese Orientierungsmacht konnten die genuin philosophischen Begriffe nur gewinnen, weil sie ihren historischen und systematischen Kontexten

entrissen wurden. Eucken zufolge war diese Entkontextualisierung kein zufälliger Vorgang, sondern ein bewusst gewähltes Mittel zur Legitimierung zeitbedingter Partikularinteressen. Die historisch-kritische Durchleuchtung der Grundbegriffe der Gegenwart solle erstens die ursprünglichen Begriffsfelder rekonstruieren und zweitens die dem aktuellen Begriffsgebrauch zugrunde liegenden weltanschaulichen Interessen aufdecken. Auch hier sehen wir wieder – der junge Eucken ist ein scharfsichtiger Analytiker.

Euckens Tragik liegt darin, dass diejenigen, die diese Arbeiten gleich zu Beginn der achtziger Jahre rezipierten oder rezensierten akademische Außenseiter waren; so blieb seinem Vorschlag, eine Akademie oder wenigstens ein Herausgeberkollegium zur Sammlung, Ordnung und Edition von Begriffsgeschichten zu gründen, der Erfolg versagt. Von der Ignoranz der Einflussreichen enttäuscht zog sich Eucken vorerst in die traditionelle Philosophiegeschichtsschreibung zurück. Seine Arbeiten auf diesem Gebiet sind heute noch lesenswert.

Nachdem um 1890 auch Euckens zweiter Anlauf, das Wörterbuchprojekt im deutschen Sprachraum institutionell zu verankern, gescheitert war, orientierte er sich nach außen und wurde ein eifriger Mitarbeiter englischer, amerikanischer und französischer Wörterbücher und Enzyklopädien. Die Anfragen der Herausgeber dieser Wörterbücher zeigen, dass Eucken um 1900 international bestens vernetzt und als Begriffshistoriker weltweit anerkannt war.

Mit dieser Beobachtung komme ich zu einem zweiten Punkt, der mir wichtig ist, wenn über Euckens Lebensleistung geurteilt wird. Ich werde diesen Punkte aber nur ganz kurz anreißen; ausführlich behandeln darf ich ihn am 14. November hier in Aurich auf dem Tag der ostfriesischen Landesgeschichte.

Eucken galt, das zeigen zahlreiche zeitgenössische Texte bis zum ersten Weltkrieg in den Vereinigten Staaten, England, Frankreich, Italien und dem Russischen Reich als der Pionier begriffshistorischer Forschung. Es waren aber nicht nur die Beiträge zur Begriffsgeschichte, die außerhalb Deutschlands geschätzt wurden und unseren Philosophen in enge Beziehungen zu führenden Gelehrten in Europa, Nordamerika, Indien und Ostasien brachten. Sein Versuch, mit einer Philosophie des Geisteslebens auf die Ambivalenzen der Modernisierung zu reagieren, fand weltweit Aufmerksamkeit. Anknüpfen konnten Philosophen und Theologen aus aller Welt vor allem daran, dass Eucken dieses allgemeine Geistesleben weder aus der physischen oder psychischen Natur des Menschen noch aus den je besonderen gesellschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Nationen oder Kulturen abzuleiten versucht. Und vor 1914 weist Eucken in seinem Werk alle Versuche, den Begriff des Geistes nationalistisch aufzuladen entschieden zurück; seine Kritik am philosophischen Naturalismus, einer Position, die im Menschen vor allem ein Naturwesen sieht, dehnte er auf jede Spielart des Biologismus aus, mithin auch auf den zu seiner Zeit biologistische Begründungsmuster aufnehmenden Antisemitismus.

Philosophen und Theologen aller Herren Länder, die im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert im wissenschaftlichen Austausch mit Eucken standen und in ihren Arbeiten auf ihn eingingen, rieten ihren Studenten nach Jena zu gehen. Die Universität Jena entwickelte sich zu Euckens Zeit zu einem Anziehungspunkt für **die** studierende Jugend, die in der Philosophie vor allem ein Unternehmen sah, Welt- und Lebensanschauungsfragen zu klären.

Euckens Leistungen, ich habe das schon angedeutet, werden auch an den Leistungen von Gelehrten, die seine Schüler waren, sichtbar und denen er als Lehrer entscheidende gedankliche Anregungen gab. Um Ihnen das an einem Beispiel zu zeigen, komme ich **im dritten Abschnitt** auf das Eingangszitat zurück.

Das Buch, aus dem das Zitat stammt, trägt den Titel „Grundsätze der Wirtschaftspolitik“, geschrieben hat es Walter Eucken, ein Sohn Rudolf Euckens. Und wenn man das Anliegen des Vaters, eine „geistige Lebensordnung“ zu entwerfen, vor Augen hat und sich daran erinnert, dass er nach 1910 von geistigen Wundern, einer notwendigen Annäherung an die Mystik und Gesinnungsgenossen, die ihm glauben und folgen sollen, sprach, wird man zu den „Schwärmern“, die die Lebensordnungsfragen nicht beurteilen können, auch Rudolf Eucken zählen müssen.

Wie passt dieses Urteil zu meinem Vorhaben, Ihnen in diesem dritten Abschnitt meines Vortrages, an einem Schüler die Bedeutung Rudolf Euckens zu zeigen?

Walter Eucken wurde am 17. Januar 1891 in Jena geboren. Als Gymnasiast beschäftigte er sich intensiv mit Adam Smith, sein Vater hielt ihn an, sich über den Schulstoff hinaus in das Griechische einzuarbeiten. Mit dem Vater las er Aristoteles im Original. Sein Lieblingsautor war Thukydides; der Melierdialog und die hier behandelte Frage nach dem Verhältnis von Recht und Macht sollte sein Lebenswerk nachhaltig prägen. Von 1909 bis 1913 studierte er in Kiel, Jena und Bonn vor allem Nationalökonomie, besuchte aber auch juristische und philosophische Vorlesungen. Eucken wurde 1913 promoviert, diente vier Jahre im Ersten Weltkrieg und habilitierte sich 1921 in Berlin. 1925 wurde er nach Tübingen berufen, von 1927 bis zu seinem Tod (er starb am 20. März 1950 in London) wirkte er als Professor für Volkswirtschaftslehre in Freiburg. Hier bildete sich die Freiburger Schule, deren Anliegen es war, die rechtlichen, politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die wirtschaftliche Ordnung zu analysieren und Vorschläge zu deren Gestaltung zu unterbreiten. Normative Leitideen waren hierbei die Einhegung und Verhinderung dauerhafter wirtschaftlicher Machtpositionen und die Etablierung eines funktionierenden Wettbewerbs.

Dem Nationalsozialismus stand Eucken von 1933 an ablehnend gegenüber. Von 1938 bis 1944 bildete er zusammen mit den Nationalökonomien Constantin von Dietze und Adolf Lampe und dem Historiker Gerhard Ritter den Freiburger Kreis. Dieser Kreis, der für mehrere Widerstandgruppen (für den Kreisauer Kreis, für den Kreis um Johannes Popitz und Jens Jessen) sowie für Carl Goerdeler und Dietrich Bonhoeffer Denkschriften und

Gutachten erarbeitete oder sich mit ihnen auf geheimen Treffen beriet, war die einzige Professorengruppe, die im Widerstand aktiv war.

Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete Eucken an den bereits erwähnten „Grundsätzen der Wirtschaftspolitik“, schrieb wissenschaftliche Aufsätze und Zeitungsartikel, verfasste Gutachten und Denkschriften, die den theoretischen Hintergrund für die Wirtschaftsreform von 1948 und die Entwicklung der Sozialen Marktwirtschaft bildeten, arbeitete intensiv mit Ludwig Erhard zusammen, hielt Vorträge und knüpfte zahlreiche Kontakte zu Wirtschaftswissenschaftlern in den USA und Großbritannien, Frankreich, Italien und Spanien, den skandinavischen Ländern und den Niederlanden.

Über Walter Euckens Leben und Werk können Sie sich in der sehr gut geschriebenen Biographie „Walter Eucken – ein Leben für Menschenwürde und Wettbewerb“ meiner Freiburger Kollegin Wendula von Klinckowstroem informieren.

Nach dem Abschluss seines Habilitationsverfahrens hielt Walter Eucken im Frühjahr 1921 seine Antrittsvorlesung über „St. Simon und Marx“, die im selben Jahr unter dem Titel „Zur Würdigung St. Simons“ gedruckt wurde. Nur als Anmerkung: Einer der besten Aufsätze Rudolf Euckens war 1887 unter dem Titel „Zur Würdigung Comtes und des Positivismus“ erschienen. Der junge Eucken sah in dem französischen Denker (St. Simon lebte von 1760-1825) nicht den Frühsozialisten oder Vorläufer von Marx, sondern einen Sozialphilosophen, der als einer der ersten die alle Lebensbereiche erfassende Krise der Neuzeit analysiert hat. Mit der Darstellung dieses großen Krisenbewusstseins, das für die Analyse der Krise der Gegenwart Maßstäbe setzt, stellte Eucken die Aufgabe seiner eigenen Wissenschaft – der Nationalökonomie (heute würden wir von Volkswirtschaftslehre sprechen) in einen weiten geschichtlichen und geschichtsphilosophischen Zusammenhang.

Bis in die frühen dreißiger Jahre beschäftigte sich Eucken intensiv mit der Krise der Gegenwart, ihren Ursachen und Wegen zu ihrer Lösung. Er fuhr dabei zweigleisig. Als nüchterner Fachökonom legte er Studien zur Geldtheorie und Währungspolitik vor, die zu den besten Leitungen der deutschen Volkswirtschaftslehre der zwanziger Jahre zählen und ihn u.a. in eine zeitweise sehr enge wissenschaftliche Beziehung mit Joseph Schumpeter führten. Die wirtschaftliche Dimension der allgemeinen Gegenwarts Krise analysierte er in diesen Arbeiten streng wissenschaftlich.

Als Weltanschauungsphilosoph veröffentlichte er in der „Tatwelt“, einer von seinem Vater gegründeten und dessen Geist verpflichteten Zeitschrift, 15 Beiträge. In den Aufsätzen und Rezensionen spricht er davon, dass die Ursachen der Gegenwarts Krise „in erster Linie auf geistigem Gebiet“ lägen, die „nicht lediglich aus wirtschaftlichen oder politischen Ursachen zu erklären ist“. In den letzten 150 Jahren habe sich, so führt Eucken aus, eine „tiefgreifende Schwerpunktverschiebung des menschlichen Lebens“ vollzogen: „Nicht mehr geistige Bildung der Persönlichkeit, sondern Kraftentfaltung in der wirtschaftlichen und politischen Welt wurde zur Hauptaufgabe der Menschen.“ Kennzeichnend dafür sei die Verbindung „einer im Tempo sich beschleunigenden

wirtschaftlichen Entwicklung“ einerseits mit „der Zerschlagung einer Einheitskultur“ andererseits. Die Religion diene „nicht mehr dem Ganzen des Lebens als Fundament“, der „frühere Gesamtzusammenhang des Lebens“ sei zerstört, der Mensch sehe sich „einer großen Zahl von autonomen Gebieten des Lebens gegenüber, ohne die verbindende Einheit zu finden“. Mit Bezug auf die Philosophie seines Vaters erklärt Walter Eucken, ein Ausweg aus dieser Lage sei „nur möglich, wenn ein völlig anderes und neues ‚Grundverhältnis zur Wirklichkeit‘ gewonnen, eine wahrhafte Innenwelt entwickelt“ werde. Im Vordergrund stehe für Rudolf Eucken, so betont er, „nicht die gesellschaftliche Wandlung, sondern die Gewinnung einer neuen Innenwelt“.²

Wenn die Krise auch nicht allein aus wirtschaftlichen Entwicklungen zu erklären sei, so, und das hält Walter Eucken an vielen Stellen fest, habe die dynamische Entwicklung des Kapitalismus die geistige Krise, mithin auch die allgemeine Gegenwarts Krise, doch spürbar verschärft.

Alle, wirklich alle, die im Euckenbund über eine Lösung der Gegenwarts Krise nachdachten sahen das genauso – sie, auch Rudolf Eucken, zogen daraus den Schluss, dass der Kapitalismus als ein System der Marktwirtschaft zu überwinden sei. Vielen schwebte eine Art nichtsozialistische Gemeinwirtschaft vor, manchen auch eine Art staatlich kontrollierter Kartellkapitalismus.

Der Euckenbund, von dem hier die Rede ist wurde 1920 von Schülern und Gesinnungsgenossen des Philosophen gegründet. Er war eine der vielen weltanschaulich ausgerichteten Vereinigungen, in denen und mit denen das deutsche Bildungsbürgertum auf die nach dem Ersten Weltkrieg sich verstärkende kulturelle Enteignung reagierte. Das muss hier zur Erläuterung genügen. Ausführlich können Sie sich über den Bund in der Arbeit von Michael Schäfer „Sammlung der Geister. Kulturkritischer Aktivismus im Umkreis Rudolf Euckens 1890-1945“ informieren.

Nur ein „Eucken-Schüler“ – Walter Eucken benutzt diesen Begriff, um die Gefolgschaft seines Vaters, zu der er sich zählte – schlug etwas anderes vor. Als einem der aufstrebenden Theoretiker unter den deutschen Ökonomen war ihm klar, dass beide Wirtschaftsformen die ökonomischen Probleme der Gegenwart nicht lösen können.

In Euckens „Tatwelt“-Aufsätzen „Die geistige Krise und der Kapitalismus“ (1926) und „Wirtschaftsentwicklung contra Kulturentwicklung“ (1930) wird unübersehbar, dass er als Weltanschauungsphilosoph durch seine Einsichten als Fachökonom in ein Dilemma gerät. Kommt er im Geiste der Philosophie seines Vaters zu der Diagnose, dass die Wirtschaftsgesinnung des Kapitalismus und die wirtschaftliche Entwicklungsdynamik mit der für die Überwindung der geistigen Krise erforderlichen „Gewinnung einer Innenwelt“ unverträglich sind, so führt ihn seine ökonomische Analyse zu dem Schluss, dass beide „aus äußeren Gründen“ unverzichtbar sind.³

² Zitat aus Viktor Vanbergs Einleitung in den Band II/3, S. 6.

³ Ebd., S. 9.

Die beiden Gedankenwelten, in denen sich Walter Eucken in den zwanziger Jahren bewegt, die der Philosophie seines Vaters und die des ökonomischen Theoretikers, ließen sich nicht zu einem kohärenten Forschungsprogramm verbinden.

Mit dem Aufsatz „Religion – Wirtschaft – Staat“, der 1932 in der „Tatwelt“ erschienen ist, verabschiedete sich der Weltanschauungsphilosoph Walter Eucken von seinen Leserinnen und Lesern. Und das u.a. mit einer scharfen Kritik vor „revolutionären Führern“, die mit einem „totalen Staat“ die Krise der Gegenwart lösen möchten. In seiner Kritik griff er noch einmal auf einen Gedanken seines Vaters zurück. Für Walter Eucken war die Konzeption des totalen Staates eine Spielart des Politismus. Als Politismus hatte Rudolf Eucken eine Lebensordnung bezeichnet, in der der Staat dem Leben wieder ein umfassender Sinngehalt gebe. Das, so Vater und Sohn, führe zum „Massenmenschen, zum Untergehen des Einzelnen im Staat“, zur Auslöschung der für sein Leben selbst verantwortlichen Persönlichkeit.

Parallel zu dem Tatwelt-Aufsatz erschien 1932 im „Weltwirtschaftlichen Archiv“ der Aufsatz, der das Forschungsprogramm umriss, das über Zwischenstationen schließlich im theoretischen Konzept der Sozialen Marktwirtschaft gipfelte.

In ihm geht es nicht um die geistige Krise der Neuzeit, sondern um die *Krise des Kapitalismus*, um die Frage nach seiner jetzigen Situation und danach, „ob die staatlich-gesellschaftlichen Grundlagen für seine Existenz noch ebenso vorhanden sind wie früher“. Untersuchungsgegenstand des Beitrages sind die *staatlich-gesellschaftlichen Strukturwandlungen*, in denen Eucken die Ursache für die von ihm diagnostizierte Krise des Kapitalismus sieht, und die *strukturellen Reformen*, die er für eine Lösung dieser Krise für erforderlich hält.

Eucken zeigt, dass in der Gegenwart wirtschaftliche Machtgruppen immer stärker die Politik bestimmten, dass die alten Verhältnisse, in denen der von Interessenten und ihren Parteien weitgehend unabhängige Staat die Politik bestimmte, Verhältnissen gewichen seien, in denen zwei Großgruppen – die stark monopolistische und wettbewerbsfeindliche Großindustrie und Großlandwirtschaft auf der einen und die starken Verbände der Arbeiterschaft auf der anderen Seite – die Wirtschaftspolitik bestimmen. Die Industriezweige, in denen der Wettbewerbsgeist herrsche, Monopole und Kartelle also keine Rolle spielen, seien zwar wirtschaftlich, nicht aber politisch bedeutsam. Der von wirtschaftlichen Machtgruppen dominierte „interventionistische Wirtschaftsstaat“ hemme den wirtschaftlichen Wettbewerb und mache den bisherigen Regulator, das Preissystem, funktionsunfähig. Dieser Staat versuche zudem durch ständige politische Kompromisse die einander widersprechenden Interessen verschiedener Wählergruppen zu bedienen, verhindere so eine konsistente Wirtschaftspolitik. Der Staat habe seine „ordnende Kraft“ verloren. Statt eines von Interessentengruppen und deren politischen Parteien dominierten „schwachen Staates“ fordert Eucken einen die Regeln des Wettbewerbs setzenden und überwachenden Staat. Eucken legitimiert diesen Staat nicht durch einen Rekurs auf die

Schöpfungsordnung, das Volk oder einen Führer, sondern strikt funktional. Der „starke Staat“ ist die Bedingung dafür, dass eine auf das Preissystem gegründete Wirtschaftsordnung funktionieren kann.

Hat sich Walter Eucken mit dem ordnungspolitischen Forschungsprogramm und der Einsicht, dass die Philosophie seines Vaters nicht ausreiche, die politischen und wirtschaftlichen, geistigen und kulturellen Herausforderungen der Gegenwart zu meistern, geistig nun endgültig von ihm verabschiedet?

Im Herbst 1933, als Martin Heidegger, der Rektor der Freiburger Universität und zu dieser Zeit der berühmteste Philosoph der Welt, den Dozenten in einem Rundschreiben unmissverständlich mitteilte „Der Einzelne, wo er auch stehe, gilt nichts. Das Schicksal unseres Volkes in seinem Staat gilt alles“ – und von allen Universitätsangehörigen forderte, sich vorbehaltlos in die Volksgemeinschaft einzufügen, hielt Eucken auf einem Zettel unter dem Titel „Pädagogische Fragen“ fest:

„1. Entscheidend, daß Geborgenheit fehlt. Mensch ist hinausgeworfen, bezw. die billige ‚Glashaus-Geborgenheit‘ der bürgerlichen Zeit genügt ihm nicht mehr. Suche nach Geborgenheit: Irrweg über das *Wir*. Nur durch Einbettung des Ich in Gott. 2. Der Grundfehler heute ist, daß das *Alleinsein* unterschätzt wird; so kann es nicht zu einem Beisichselbstsein kommen. So wird Nervosität und Unsicherheit gesteigert. 3) Aufgabe muß sein, aus dem Innern heraus durch *Konzentration*, durch Verinnerlichung ein Beisichselbstsein zu schaffen.“

Wenn Eucken in diesen pädagogischen Überlegungen Gedanken aus der Philosophie seines Vaters Rudolf Eucken aufgreift und mit eigenen Überlegungen zur Bedeutung des existentiellen Alleinseins verbindet, so geschieht das in klarer Abgrenzung vom nationalsozialistischen Bestreben, das *Wir*, die Volksgemeinschaft, der individuellen Persönlichkeit vorzuordnen, sie letztendlich auszulöschen.

Die Philosophie des Vaters war für Walter Eucken ein geistiger Rückenwind in den Auseinandersetzungen, die er 1933/34 an der Universität Freiburg und in deutschen Hochschulwesen führte. In diesen Auseinandersetzungen ging es um die Bewahrung der alten *libertas academica*, deren Abschaffung ein Ziel der nationalsozialistischen Hochschulpolitik war.

Parallel zu seinem Widerstand gegen die Gleichschaltung der Universitäten engagierte sich Eucken in dem Kampf, den die Bekennende Kirche für die Bekenntnis- und Gewissensfreiheit führte. Er bewunderte Karl Barth, den er 1932 theologisch-philosophisch stark kritisiert hatte, für seinen Mut, diskutierte mit Martin Niemöller und betätigte sich selbst in der Bekenntnisfront.

Nach Jena, wo die Leitung des Euckenbundes die Nähe zu den Deutschen Christen suchte – der Name deutet die Ausrichtung an, das Bekenntnis zum Führer stand über dem zu Christus – schrieb Eucken Ende 1934, dass der Bund und die von ihm

herausgegebene Zeitschrift „Die Tatwelt“ „in Erinnerung an Vater“ nur den Standpunkt der Bekenntnisfront einnehmen dürfe.

„Der Geist in der Bekenntnisfront ist ausgezeichnet. Natürlich gibt es da frühere Orthodoxe, aber daneben auch frühere Liberale. Das macht keinen Unterschied. Alles was *für* das evangelische Christentum in Deutschland kämpft und *gegen* Gottlosigkeit und Heidentum trifft hier zusammen. Dieser Kampf ist heute schwer und gefährlich. Aber er ist nötig, wenn nicht Alles zu Grunde gehen soll. Von meinem engeren Kollegenkreis sind übrigens fast alle in der Bekenntnisfront. Ritter ist sogar an führender Stelle tätig. – Hier – in der Bekenntnisfront – findet sich noch Charakter und echte deutsche Gesinnung. Wie hätte sich Vater gefreut, in diesem Kreise Männer zu finden, die, so wie *er* kämpfte, nun weiter kämpfen. Man fühlt hier immer, welche ungeheure Kraft der Geist hat, auch wenn keine äussere Macht zu Gebote steht.“ (Brief an die Mutter Ende Juni 1935)

Die Freude darüber, innerhalb der Bekennenden Kirche, Männer zu treffen, die ihn an seinen Vater erinnerten, wurde immer wieder getrübt, wenn Eucken Texte von Schülern seines Vaters las, das waren vor allem die Schüler, die Rudolf Eucken einst als „Gesinnungsgenossen“ angesprochen hatte. Nach der Lektüre eines Manuskripts zu Rudolf Eucken schrieb er im Mai 1936 an seine Mutter:

„Wieder eine Enttäuschung. Daß er so wenig den Sinn von Vaters Philosophie verstanden hat und daß er ihn so beflissen ‚gleichschalten‘ will, hätte ich nicht erwartet. Es liegt doch über dem Leben Vaters insofern eine tiefe Tragik, daß keiner seiner Schüler die Fackel, die Vater entzündete, weiterträgt. Beim ersten Regen lassen sie sie verlöschen. Und so leuchtet sie nicht mehr in die Finsternis hinein. – Vielleicht ist es im Ausland anders, etwa in China oder Japan. Aber es bleibt ja die Hoffnung, daß irgend Jemand unter den Jüngeren sie später einmal wieder entzündet. – Die Größe von Vaters Leistung erstrahlt mir immer umso heller, je trauriger das Geschreibsel ist, das man liest. [...] Es ist nur gut, daß Vater diese Enttäuschung nicht persönlich mehr miterlebt.“

Die Versuche einiger „Gesinnungsgenossen“ – von Schülern möchte ich nicht sprechen – Rudolf Eucken gleichzuschalten, ihn für die Weltanschauung des Nationalsozialismus tauglich zu machen, hatten keinen Erfolg. Er konnte zu keinem Vordenker des NS uminterpretiert werden.

Als er Mitte der dreißiger Jahre gefragt wurde, welcher Philosoph denn am besten in der Lage sein, Rudolf Euckens Ideen in Publikationen und Vorträgen klar wiederzugeben, nannte Walter Eucken keinen Schüler oder Gesinnungsgenossen seines Vaters, sondern Richard Kroner – Verfasser einer sehr guten Geschichte der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel. Kroner konnte in Deutschland die Fackel Euckens aber auch nicht weitergeben – als Jude und überzeugter Demokrat wurde er erst entlassen und musste schließlich emigrieren.

Am 17. September 1936, zehn Jahre nach dem Tode des Vaters, schrieb er seiner Mutter:

„Als am 15. September die Sonne strahlend aufging, da stand mir der 15. September 1926 besonders anschaulich vor Augen. Nach der Nacht, in der Vater von uns ging, folgte ein milde glänzender, bunter Herbsttag. Das Leben ging weiter. Zehn Jahre lang jetzt. Und was für Jahre. Ich habe mich gerade in den letzten Jahren oft gefragt, was Vater zu all’ den Problemen gesagt haben würde, mit denen wir uns auseinanderzusetzen haben. Und so ist er auch mir ein Leitstern geblieben und wird es in Zukunft auch sein.“ (Brief an die Mutter, 17.9.1936)

Der Frage, inwieweit der Vater ihm ein Leitstern geblieben ist, möchte ich im letzten Abschnitt meines Vortages nachgehen.

Über diese Frage dachte Walter Eucken selbst intensiv nach. Im Tagebuch heißt es am 15. Mai 1937:

„Im Anschluss an das Buch über Harnack – Eucken meint die umfangreiche Biographie Adolf Harnacks aus der Feder seiner Tochter – auch über meinen Vater, sein Leben und sein Werk nachgedacht. Über ihnen liegt eine tiefe Tragik. Mit großer Kraft ergriff er seine Aufgabe, er sah sehr, sehr tief, er erblickte das Chaos, das uns drohte und droht, er sah, daß die Neuzeit zu Ende geht, er arbeitete wie kaum ein anderer an der Überwindung der Krise, er beschwor *die* Ideen und Kräfte, die uns allein retten können, er nahm den Teufel ernst, er erfaßte die Situation des Christentums und erkannte, daß unter kräftigster Entfaltung seine Grundideen eine einfache Rückkehr zum reformatorischen Christentum unmöglich ist. – *Aber*: Er hat nie *den* Stil gefunden, den er hätte finden müssen. In seinen Büchern verfiel [er] zu sehr dem Klassizismus. Man merkt nicht das Kantige und Ernste der Gedanken. In der Rede vermochte er nicht genug, konkret zu werden. Immer wieder verschwand alles im Nebel. Aber das liegt an der Form, nicht am Gehalt. So fand er nicht *die* Schüler, die er hätte finden müssen. Er hatte nicht die Fähigkeit, das Konkrete zu ergreifen. Der Fehler lag tief; aber er hätte durch eine **schwere Erschütterung** oder durch **große konkrete Aufgaben** überwunden werden können.“

Fällt Ihnen etwas auf? In den Hauptargumenten unterscheidet sich diese Einschätzung nur wenig von der Max Schelers, und wenn ich jetzt zeigen möchte, dass Walter Eucken noch einmal zum Schüler seines Vaters wurde, so wage ich auch die Behauptung, dass Max Scheler in einem seiner letzten Werke, der „Stellung des Menschen im Kosmos“ dem Grundanliegen seines Jenaer Lehrers verpflichtet blieb.

Walter Eucken lebte, als er die soeben zitierte Notiz schrieb, **in einer Zeit schwerer Erschütterungen und er hatte eine große konkrete Aufgabe**. Wie er diese Erschütterungen wahrnahm und wie er aus dieser Wahrnehmung heraus zu seiner Aufgabe fand – das konnte er öffentlich nicht sagen, er konnte es in Briefen andeuten und in Nachrichten, die er ihren Empfängern durch einen Kurier zukommen ließ, in Tagebucheinträgen und privaten Notizen etwas deutlicher festhalten.

An einigen Stellen aus Texten dieser Art wird Euckens Blick auf seine Zeit sichtbar:

Wir werden von der Masse erdrückt und unsere Zeit wird erst später kommen.
(15.6.1933).

Unserer Zeit sind „Wille, Tatkraft, Blut, Natur“ wichtiger als Denken und die Suche nach einer objektiven Wahrheit. (Herbst 1933)

Die letzten zwei Jahre waren von einer tragischen Tatsache überschattet: von der Tragödie Deutschlands – wir gehen ungewöhnlich bewegten Zeiten entgegen und es werde nicht einfach, „das Lebensschiffchen hindurchzusteuern“. (September 1935)

Am 21. Oktober kommentierte er im Tagebuch die Nürnberger Gesetze: „Alle Juden werden beurlaubt oder aus dem Staatsdienst entlassen. Überall Mißhandlungen. Diese Sünde, die das deutsche Volk begeht, indem es wehrlose Menschen seelisch und körperlich mißhandelt, wird sich an ihm furchtbar rächen. Gott ist auch ein rächender Gott.“

Auf den „Jubel über die befreiende Tat des Führers“, den „Freudentag für ganz Baden“ und die „Begeisterung beim Einzug der Formationen“ – mit diesen Überschriften beginnen Artikel der „Freiburger Zeitung“ vom 9. März 1936 über die Stationierung deutscher Truppen im entmilitarisierten Rheinland – reagierte Eucken mit einigen Zeilen, in denen jeder Optimismus fehlt. Er glaubte, „daß wir ungeheuer ernsten Zeiten entgegen gehen“ und der „Staat einer schweren Krise“ zutriebe. (13.3.1936)

September 1939 – Kommentare zum Beginn des Weltkrieges:

Dieses ganze System besteht in einer fortgesetzten sinnlosen Dynamik, Bewegung um der Bewegung willen! Das musste schliesslich zur Katastrophe führen.

Deutschland hat nicht die geringste Chance! Nicht die mindeste! Es wird diesmal ganz anders gehen als 1914. England wird keine Neutralität anerkennen. Bei den Angelsachsen hat sich seit langem die Auffassung durchgesetzt, dass es gegenüber dem Friedensbrecher keine neutrale Haltung geben kann wie es auch im Staate keine Neutralität gegenüber dem Verbrecher gibt. Nun ist das Unglück geschehen. Jetzt werden alle, die dieses elende Regime unterstützt haben, endlich sehen, wie verfahren die Karre ist.

Dem befreundeten Freiburger Juristen Hans Großmann-Doerth – neben Eucken und Franz Böhm ein Begründer der Freiburger Ordnungsökonomik – schrieb er im März 1940:

„Hergänge, die Dir erfolgreich und groß erscheinen, sind in meinen Augen klein oder sogar Zeichen des Niedergangs“. Und weiter: „Aus dem gleichen Grunde erscheint Dir nebensächlich und unaktuell, was mir überragend wichtig und Ansatz zu etwas Positiven, Neuen zu sein scheint.“ Mit den Hergängen meinten beide den Krieg in Polen sowie Deutschlands Vorbereitung militärischer Aktionen an der Grenze zu Frankreich. Großmann-Doerth sah seine Pflicht darin, sich in dieser Lage als Offizier reaktivieren zu lassen. Eucken hielt ihm entgegen – ihre Pflicht sei es, Studenten zum eigenen Denken und zur wissenschaftlichen Arbeit zu erziehen und als Wissenschaftler bereits die Zeit

nach dem Krieg und dem Ende des Regimes im Auge zu haben. Großmann-Doerth müsste der Mitte der 1930er Jahre gemeinsam gewählten Aufgabe, am Konzept einer funktionsfähigen Wirtschaftsordnung zu arbeiten, treu bleiben. Als Offizier entziehe er sich der Verantwortung, die er habe.

Oktober 1941 – Wir leben in einer „Zwischenordnung“, die dem Krieg und der Ausbeutung anderer Völker diene, in der der Staat von Verbrechern geleitet werde.

In der Rechtsordnung sah Eucken im November 1941 eine „totale Rechtskatastrophe“. Man beabsichtige gar nicht mehr einen „wirklichen *Rechtszustand*“ zu schaffen. Dieses „sog. Recht“ diene nur dazu, „Willkürakte zu verhüllen“. Mit Blick auf die „Judengesetze“ fährt er fort: „Diese Ordnung ist schändlich, schon, weil sie nur dazu dient, um Raub, Erpressung u.s.w. zu ermöglichen; zweitens war sie nicht endgültig, denn inzwischen ist man zur allgemeinen Deportation und Ermordung übergegangen.“

„Der Deutsche“ so Eucken, „weiß nicht, was Staatsordnung ist. Er denkt: Willkür, Märsche, Morden und dergleichen.“ (Mitte 1942)

Und 1943: Die „totale Rechtszerstörung“ führe zur Legalisierung der „Tötung des Menschen“, zu „Morden an Geisteskranken, Juden usw.“.

Eucken konstatierte diese Zerrüttungen nicht nur. Für ihn ergaben sich aus dem Einblick in die katastrophale Lage der Gegenwart „große konkrete Aufgaben“.

Nachdem die Nationalsozialisten ihre Macht konsolidiert hatten und Eucken einsehen musste, dass sein Kampf gegen die Gleichschaltung der Universitäten, wissenschaftlicher Vereine, aber auch der studentischen Verbindungen und einiger Zeitschriften erfolglos geblieben war, konzentrierte er sich wieder auf seine Aufgabe als Wissenschaftler. Er und seine Freiburger Mitstreiter gingen daran, den „heutigen vermanschten Kapitalismus mit seinen schweren Schäden“ zu analysieren und in einem ersten Schritt, eine Ordnung zu skizzieren, in „der die Wirtschaft funktionieren kann“. Wissenschaftlich ging es ihnen um die Erkenntnis der grundlegenden Ordnungsprinzipien einer Wirtschaft, wirtschaftspolitisch um die Idee einer Wirtschaftsverfassung als bewusste Gesamtentscheidung über die Ordnung des Wirtschaftslebens. Im Jahr 1936, als er diese Leitlinie in einem Aufsatz vorstellte, warnte Eucken davor, Ideen für eine Wirtschaftsordnung in einen Zusammenhang mit weltanschaulichen Vorstellungen zu bringen.

Spätestens nach dem 9. November 1938 – Eucken und seine vorhin schon einmal genannten Freunde Constantin von Dietze, Adolf Lampe und Gerhard Ritter waren Zeugen des Brandanschlags auf die Freiburger Synagoge – begann Eucken über eine programmatische Erweiterung seines Ordnungsbegriffes nachzudenken.

Eucken forschte weiterhin sehr intensiv zur Wirtschaftsordnung, hatte daneben die Rechtsordnung und die politische Ordnung im Blick und begann ein breit angelegtes Studium philosophischer, historischer und theologischer Werke – völlig zerrüttet waren

in seinen Augen nicht nur Wirtschaft, Recht und Politik, sondern auch Moral und Sittlichkeit.

Am 23. Oktober 1941 ging er in einem Brief an Franz Böhm erstmals auf sein erweitertes Ordnungsverständnis ein – die Arbeit der Freiburger diene einer „Dauerordnung, die *menschenwürdig* und funktionsfähig“ sei. „Menschenwürdig“ ist unterstrichen. Und dieser Begriff ist anders als „funktionsfähig“ nicht nur wirtschaftswissenschaftlich und wirtschaftsrechtlich zu interpretieren. Die „Dauerordnung, die gedanklich erarbeitet werden kann, müsse auf „unabdingbaren moralischen Geboten“ gründen. Man müsse jede Ordnung ablehnen, „die das moralische Handeln der Menschen unmöglich macht“. Und weiter: Moralisch könne der Mensch nur handeln, wenn er frei sei. „Es muss ihm – wie Kant es ausdrückt – die Wahl zwischen Gut und Böse bleiben.“ – Unmoralisch handle der Mensch, „wenn er sich jener Wahlmöglichkeit begibt, und auch, wenn er andere in die Ausschliessung der Wahlmöglichkeit zwingt.“ – Im Dezember 1942, als sie an einer der wichtigsten Denkschriften des deutschen Widerstandes arbeiteten, unterhielten sich Constantin von Dietze und Walter Eucken über die Wirtschaftsverfassung für die Zeit nach dem Ende des Regimes. Die beiden Ökonomen waren sich einig, dass sie „für die Wettbewerbsverfassung nicht in erster Linie wegen der maximalen Güterversorgung, sondern wegen der größeren Chance, dem Menschen eine freie und würdige Existenz zu verschaffen“ eintreten. In dieser Ordnung solle ein „selbstverantwortliches Leben“ möglich sein. Ein Mensch, der selbstverantwortlich lebt, führe ein personales Leben, er ist mehr als ein bloßes Individuum oder ein Subjekt einzelner Tätigkeiten.

Mit der programmatischen Erweiterung des Ordnungsbegriffs – funktionsfähig und menschenwürdig – wird ein Philosoph für ihn wieder wichtig, von dem er sich konzeptionell bereits verabschiedet hatte. Begriffe wie „personales Leben“ und „Gesamtordnung“, das meint, ich erinnere noch einmal daran, eine Ordnung, in der der Mensch nicht von seiner Verwobenheit in Marktprozesse her verstanden wird, sondern als Person, waren zentrale Begriffe Rudolf Euckens. Rudolf Eucken, das war einer seiner Leistungen, hatte sie in den 1880er Jahren wieder ins Zentrum der philosophischen Arbeit gerückt. Er hat sie aber nicht, und das war seine Grenze, argumentativ ausbuchstabiert. Dazu hätte er sich nach der Formulierung der programmatischen Idee viel tiefer mit den Ordnungskonzepten der Fachwissenschaften befassen müssen.

Wie eng Walter Euckens Neuansatz eines Liberalismus, der Freiheit nicht instrumental, sondern moralphilosophisch versteht, dem Grundanliegen seines Vaters verpflichtet ist, verdeutlicht ein Brief.

Dem katholischen Theologen Joseph Höffner schrieb er im Januar 1943: „Es ist Sache der christlichen Laien, Lebensordnungen zu begründen und zu erhalten, die menschenwürdig sind und in denen der (freilich nie erreichbare Versuch) gemacht wird, die christlichen Gebote zu verwirklichen oder doch wenigstens die Befolgung dieser

Gebote ermöglichen und den Individuen und der Gemeinschaft die naturgegebenen Rechte zu wahren.“

Seine Gedanken zur Dauerordnung legte er in dem Buch nieder, aus dem ich eingangs zitiert habe. Er konnte es nicht fertigstellen; seine Frau und sein Schüler Karl Paul Hensel edierten es aus dem Nachlass. Die in den wirtschaftspolitischen Teilen oft nur angerissenen philosophischen Fragen – also die zum Verhältnis von Freiheit und Ordnung sowie von Person und Massenmensch wollte er im Anschluss an die „Grundsätze der Wirtschaftspolitik“ in einer Reihe von Essays behandeln. Zu diesen Essays liegen die Vorarbeiten im Nachlass. Hier heißt es kurz und knapp: „Zur ganzen Frage auch Vaters Bücher ansehen.“ Sein Augenmerk richtete Walter Eucken auf Rudolf Euckens kritische Analysen „der mächtigsten Zeitströmungen der Gegenwart“. Sein Vater habe erkannt, dass diese zur Vermassung drängen. Wohin Vermassungen führen, das wiederum hat Walter Eucken nicht nur analysiert, sondern erlebt.

Lebensordnungen sind nun aber nicht mehr wie von Rudolf Eucken einst gefordert, durch eine radikale innere Umwälzung und die Besinnung auf eine geistige Welt zu schaffen, sondern nur dann, wenn es gelingt, „in adäquaten Wirtschaftsordnungen die Lenkung des alltäglichen Wirtschaftsprozesses durchzuführen“. Die Wettbewerbsordnung, für Eucken die funktionierende Wirtschaftsordnung der modernen industrialisierten Welt ist *eine* notwendige Bedingung für eine funktionierende und menschenwürdige Gesamtordnung.

Und viel schöner als ich eben sagt das Walter Eucken im September 1943 in einer nachgelassenen Notiz selbst:

„Dem Philosophen, der die Zeitkatastrophe so groß sieht, wie sie faktisch ist, oder dem religiösen Denker, der über den tiefen Sinn der Katastrophe grübelt und der die positiven großen Kräfte der Religion mobilisieren will, um sie zu überwinden, mag unser Unterfangen zu eng oder vergeblich erscheinen, weil mit wirtschaftlichen Mitteln die Lage nicht zu meistern ist. Und wir wissen sehr genau, daß der Aspekt ein einseitiger ist. Aber ein notwendiger. Ohne Bewältigung der Probleme wirtschaftlicher Art geht es nicht.“

Ich komme zum Schluss.

Am 30. März 1946 bedankte sich Walter Eucken bei Karl Anklam, dem Bürgermeister Ihrer Stadt, für die Gedenkfeier zum 100. Geburtstag seines Vaters. Zwei Passagen aus diesem Brief sind bemerkenswert. Die erste für Sie als Bürgerinnen und Bürger aus Aurich, die zweite für meinen Vortrag. Walter Eucken schreibt:

„Mein Vater hat immer mit besonderer Anhänglichkeit und Dankbarkeit von Aurich und von seiner Jugendzeit gesprochen.“

und

„Wir – hier spricht er von sich und seiner Frau – hoffen, in nicht allzuferner Zeit ein Buch mit Auszügen aus Werken meines Vaters veröffentlichen zu können. In diesem Buch sollen vor allem solche Gedanken wiedergegeben werden, die für die heutige Zeit und ihre Schwierigkeiten von Bedeutung sind.“

Ich wüsste nicht, welche Auszüge auszuwählen wären, um mit Rudolf Euckens Ideen, den Krisenkomplex unserer Zeit zu begreifen. Edith und Walter Eucken wussten es auch nicht – in ihren Nachlässen finden sich keine Vorarbeiten zu einem solchen Buch.

Die Idee, das Grundanliegen seines Vaters nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, gab er trotz des unermüdlichen Einsatzes für die Ordnung eines neuen Deutschland nicht auf. Er bereitete in einer Zeit, als er eigentlich gar keine Zeit für Ausflüge in die Geistesgeschichte hatte, ein Buch seines Vaters für eine Neuauflage vor. Die 20. Auflage der „Lebensanschauungen der großen Denker“ (zuerst 1890), Rudolf Euckens bestes Buch, leitete er mit Bemerkungen ein, die auch sein eigenes Lebenswerk charakterisieren.

„Mein Vater erkannte die Gefährdung der modernen Welt. Er sah, daß seine Epoche die wesentlichen Maßstäbe verloren hatte. Er spürte die Erde beben – in einer Zeit, in welcher die meisten Menschen glaubten, sie stünde fester als je. Diese Situation nur zu konstatieren, die Frage nach dem Lebensinhalt aber in der Schwebe zu lassen – das wäre ihm unerträglich gewesen.“ Ihm war es nicht nur darum gegangen, die Erschütterungen zu zeigen und vergrößert wiederzugeben, sondern „etwas Festes zu finden – Werte, die unerschüttert sind und einen Halt bieten“.

Walter Eucken zeigte in Werken, Briefen und Notizen nicht nur die Erschütterungen seiner Zeit und gab sie vergrößert wieder, sondern suchte nach einer Ordnung, die Halt bietet und den Menschen ein Leben in einer funktionsfähigen und menschenwürdigen Gesellschaft zu ermöglichen. Er wollte mit Freunden und Kollegen dazu beitragen, eine neue Lebensordnung begründen. Er blieb ein Schüler seines Vaters, ging wie ein guter Schüler aber über seinen Lehrer hinaus.